

Kulturpolitik in der digitalen Welt



Dr. Norbert Sievers ist Direktor des Instituts für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.



Dr. Martin Lätzel ist stellv. Leiter der Kulturabteilung im Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Schleswig-Holstein

Das Thema Digitalisierung ist in aller Munde. Endlich! Zu lange ist es schon vernachlässigt worden. Zu lange wurde versäumt, über die digitale Revolution, in der wir uns befinden, ein öffentliches politisches Gespräch zu führen. Selbst der kulturpolitische Diskurs, der sich unter dem Motto »Kulturpolitik ist Gesellschaftspolitik« eigentlich den großen Fragen gerne zuwendet, war mit Blick auf diese Herausforderung eigentümlich zurückhaltend. Sicher, es gibt die Versuche, das Urheberrecht auf die neue Situation einzustellen, es gibt zahlreiche Ansätze, die neuen digitalen Techniken in der Kulturproduktion und -vermittlung einzusetzen, und mehr Medienkompetenz wird schon seit Jahrzehnten gefordert. Aber alles das reicht nicht annähernd aus, um die kulturelle Dimension zu erfassen und die kulturpolitischen Herausforderungen zu benennen, die mit dieser technologischen Revolution von oben verbunden sind. Kulturpolitik ist in allen Bereichen, für die sie Verantwortung trägt, davon betroffen: in ihren ordnungspolitischen Bemühungen, in ihren infrastrukturellen Vorsorgeleistungen, in der vielgestaltigen Kulturförderung und in der Kulturellen Bildung. Dabei geht es nicht nur um aufgabenbezogene Anpassungsleistungen und auch nicht nur um institutionenspezifische Transformationen. Bezogen auf die nächsten Dekaden steht – wenn uns nicht alles täuscht – eher eine Neuausrichtung der Kulturpolitik an, sowohl instrumentell, also auf die infrastrukturellen und kulturfördernden Formate bezogen, als auch programmatisch, also hinsichtlich der Ziele der Kulturpolitik und ihrer legitimatorischen Begründung. Und der richtige Zeitpunkt, die dafür notwendigen Änderungen zu diskutieren und danach Schritt für Schritt umzusetzen, ist

JETZT. Der Schwerpunkt dieses Heftes ist nur ein kleiner Aufschlag dazu, dem weitere Beiträge folgen müssen.

Kultureller Strukturwandel oder: Die digitale »Kulturmaschine« in der Spätmoderne

Der Kultursoziologe Andreas Reckwitz sieht ein wichtiges Kennzeichen der Spätmoderne in der durch die Digitalisierung und das Internet forcierten »Kulturalisierung des Sozialen«. Im Zentrum steht danach in der neuen Phase der Modernisierung, die Anfang der 1970er Jahre ihren Ausgangspunkt hatte, nunmehr nicht mehr nur die »Produktion von Maschinen, Energieträgern und funktionalen Gütern (wie in der Industriemoderne, d.V.), sondern die expansive und den Alltag durchdringende Fabrikation von Kulturformaten mit einer narrativen, ästhetischen, gestalterischen, ludischen, moralisch-ethischen Qualität, also von Texten, Bildern, Videos, Filmen, phatischen Sprechakten und Spielen.« Damit werde die moderne Technologie »in ihrem Herzen erstmals zur Kulturmaschine« (Reckwitz 2017: 2227), die ganz neue Voraussetzungen für Kultur mit sich bringt: die durch die Digitalisierung mögliche Überproduktion der Kulturformate und deren ubiquitäre Präsenz und Nutzbarkeit, die Stärkung der Publikumsrolle gegenüber der Produzentenrolle, die Enthierarchisierung der Kultur, die Momentanisierung und Aktualisierung der Kultur und die erweiterten Möglichkeiten zur Rekombination der Kulturformate (Stichwort: Remixes) und die damit verbundene Verwischung von Original und Kopie. (vgl. ebd.: 238ff.) Damit sind die thematische Struktur und innere Begründungslogik der herkömmlichen Kulturpolitik in ihrem Kern betroffen.

Für Reckwitz trägt dieser Prozess der Kulturalisierung sogar »zur Auflösung des Allgemeinheitsanspruchs der Kultur bei, der in der klassischen Moderne existierte« (Ebd.: 242) und der – so ließe sich ergänzen – eine wesentliche Legitimationsresourcource der Kulturförderung als öffentliche Aufgabe (in der bürgerlichen Gesellschaft) ist. »Die eindeutige Differenzierung zwischen Kulturproduzenten und -rezipienten, die Orientierung an ›klassischen‹ Kulturobjekten sowie ihre Hierarchisierung, die kontextuelle Festlegung von Kulturpraktiken (Theater, Konzertsaal, Lesezimmer etc.) sowie die eindeutige Scheidung zwischen Alt und Neu, welche die bürgerliche Kultur prägte – all dies trug dazu bei, einen allgemeingültigen, sich moderat erneuernden Kanon zu etablieren.« (Ebd.: 242) Die Bedingungen dafür erodieren in der Spätmoderne und durch die Digitalisierung zusehends. Markiert ist dadurch nicht nur ein Wandlungsprozess in der Kulturproduktion und -rezeption, sondern auch in der Bewertung dessen, was Kultur für die Menschen ausmacht und für die Gesellschaft bedeutet. Dadurch ändern sich die programmatischen und auch die strukturellen Parameter öffentlicher Kulturpolitik und -förderung, und es besteht die Gefahr, dass die Relevanz der öffentlich geförderten Kulturleistungen im Verhältnis zur der enormen Kulturbedeutung dieser neuen »Kulturmaschine« marginalisiert wird. Die Vorboten dafür erleben wir bereits angesichts des nachlassenden Interesses des Kulturpublikums und der Kulturpolitiker*innen in den Kulturausschüssen der Kommunen. Aber wir erleben auch, dass der Kulturbetrieb sich bereits auf diese Entwicklung einzustellen beginnt und mit neuen Konzepten und Formaten auftritt.

Man mag Reckwitz Analyse nicht in allen Teilen folgen wollen, aber der Plausibilität seiner Argumentation wird sich kaum jemand entziehen können, die/der den sozial- und kulturwissenschaftlichen Modernisierungsdiskurs der letzten Dekaden auch nur am Rande verfolgt hat. So beschrieb der US-amerikanische Soziologe Manuel Castells schon vor annähernd zwei Jahrzehnten die durch die Digitalisierung beförderte Ausbreitung der sogenannten »Netzwerkgesellschaft« als etwas grundlegend Neues (vgl. Castells 2001ff). Im Zentrum der Netzwerke stehen Daten und Prozesse, deren Austausch keine geographischen Grenzen kennt. Castells nannte dies eine »Kultur des Ephemereren«, der eine teils undurchschaubare und oft beängstigende Komplexität innewohnt. Er konstatierte einen Mangel an moralischen Standards und einer Verlagerung der Realität in den synchronen und diachronen virtuellen Raum, der vorhanden ist und doch abstrakt bleibt. Seine Quintessenz: Wer im Besitz der Daten ist, dem Rohstoff der neuen Zeit, der ist auch im Besitz der Macht – über Kollektive und Individuen. Digitalisierung, Globalisierung und Kapitalisierung gehen dabei im Gleichschritt. Der Zürcher Kulturwissenschaftler Felix Stalder geht einige Jahre später noch einen Schritt weiter und kennzeichnet unsere Zeit als »Kultur der Digitali-

tät«, die sich technisch und in der Folge auch in ihrer Sozialgestalt durch Referentialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität auszeichnet (siehe dazu das Interview mit ihm in diesem Heft).

Digitalisierung verändert Seh-, Hör- und Denkgewohnheiten und sie verändert unsere Kommunikation, unser Handeln und unser Denken. Digitalisierung ist damit ein Kulturprozess erstens Ranges, der in seiner Bedeutung für das Leben der Menschen gar nicht überschätzt werden kann, weder in ihren Chancen noch in ihren Risiken. Politisch liegt eine große Gefahr dabei darin, dass die Digitalisierung ein schleicher Prozess ist, der keinem demokratischen Votum oder auch nur einer gesellschaftlichen Zukunftsidee folgt. Ihre Treiber sind die technologische Entwicklung und eine globale (kapitalistische) Markt- und Machtsituation, die dieser Entwicklung freien Lauf lässt, gestützt durch ein »Narrativ der Digitalisierung« und einem Fortschrittsparadigma, das sich aus dem »eindimensionalen Glauben an die allumfassende Veränderungsmacht von Technik« (Losse-Müller in diesem Heft) und ihrer Legitimität speist, der sich auch die Politik nicht entziehen kann und deshalb der Entwicklung oftmals nur noch hinterher läuft. Die Folgebereitschaft und Erwartungshaltung der Menschen ist dabei auch dadurch bedingt, dass die verschiedenen Innovationen, die in ihren technischen Einzelheiten kaum mehr zu durchschauen sind, auf den samtene Pfoten des Freiheits- und Fortschrittsversprechens oder im Gewande der Nützlichkeit und Bequemlichkeit daherkommen und deswegen von den Konsument*innen gerne willkommen geheißen werden. Selbstverständlich soll damit nicht in Abrede gestellt werden, dass viele der neuen digitalen Optionen auch tatsächlich einen Fortschritt bedeuten, der hochnotwendig ist, um die Zukunftsprobleme der Welt zu lösen sowie das Leben der Menschen zu erleichtern und kulturell zu bereichern.

Kulturpolitik der Digitalität

Bezogen auf die von der Kulturpolitik verantworteten Bereiche ist es hilfreich, drei Begrifflichkeiten zu schärfen und zu unterscheiden. Digitalisierung bezeichnet den grundlegenden Wandel, in dem sich unsere Gesellschaft befindet und der sämtliche Lebensbereiche umfasst. Innerhalb der Bewahrung und Erschließung des kulturellen Erbes haben wir es mit dem Prozess zur Herstellung von Digitalisaten zu tun. Häufig sind digitale Strategien der Kulturpolitik vor allem auf diesen Aspekt konzentriert. Unter Digitalität ist die Art und Weise zu verstehen, wie die Digitalisierung verläuft und welche Veränderungen sie im individuellen Denken und Leben und im kollektiven Miteinander hervorruft. Digitalität hat mittlerweile in einem solchen Maß Eingang in die Alltagswelt und in die gesellschaftlichen Abläufe gefunden, dass sie bereits kulturprägend geworden ist. Dies wird befördert durch globale Konzerne, die bereits jetzt für entscheidende gesellschaftliche Veränderun-

Die Fotos im Themenschwerpunkt hat uns freundlicherweise der Hardware MedienKunst-Verein Dortmund (HMKV) zur Verfügung gestellt. Sie sind entstanden im Zuge diverser Ausstellungen, die der HMKV in den letzten Jahren im »Dortmunder U« durchgeführt hat.



gen verantwortlich sind. Allerdings steht bei ihnen nicht das Gemeinwohl im Vordergrund, sondern das ökonomische Interesse – auch an Daten zu kulturellen Präferenzen und Aktivitäten.

Die durch die Digitalisierung und Globalisierung geschaffene »Kulturmaschine« in der Spätmoderne bringt die Statik der herkömmlichen Kulturpolitik in Gefahr, die noch sehr stark durch die Strukturen und Werte (auch: Bewertungen) der Industriemoderne geprägt ist. Darauf wurde bereits im Zusammenhang mit dem 6. Kulturpolitischen Bundeskongress »netz.macht.kultur. Kulturpolitik in der digitalen Gesellschaft« im Jahr 2011 hingewiesen (vgl. Sievers 2011). Zentrale Begriffe wie »Aura« und »Original«, die bislang gewissermaßen zum programmatischen Code der öffentlich geförderten Kultur gehörten und mithin auch die Einrichtungen, die für die Herstellung und Bewahrung dieser Qualitäten öffentlich gefördert werden, verlieren durch die erweiterte (digitale) Reproduzierbarkeit der Kunstwerke und die Entstehung neuer virtueller Kulturräume an Legitimation begründender Bedeutung. Statt Originale aufzube-

wahren, wird es in Zukunft womöglich darum gehen, Originalität und Profilierung im Hier und Jetzt zu ermöglichen (vgl. auch Reckwitz 2017: 248ff.) Die für die Wertigkeit eines Objekts oder auch einer Veranstaltung bislang bemühte Kunstexpertise wird schon jetzt durch eine Valorisierungspraxis ergänzt, die auf Likes und Klicks basiert. Auch die Kunstproduktion wird sich digital umstellen. Nichts Anderes ist es, wenn der Künstler oder die Künstlerin nur noch ein Programm schreibt, vielleicht für ein Multiple, das die jeweiligen Interessenten nur noch am heimischen Computer ausdrucken und aufstellen können – wenn sie noch am Aufstellen interessiert sind. Vielleicht werden ja demnächst Bilderrahmen aus Holz abgelöst durch interaktive Bildschirme, auf denen monatlich wechselnde Kunst präsentiert wird, so wie David Hockney schon jetzt Bilder am Ipad kreiert, die die Besucherinnen und Besucher im Museum per QR-Code für zuhause herunterladen können.

Schon diese Beispiele zeigen, wie sich die Produktion und Rezeption von Kunst und Kultur durch die Digitalisierung ändern werden. Die rasante

technologische Entwicklung, insbesondere die Entwicklung von Techniken, die sich der Künstlichen Intelligenz bedienen, werden diese Prozesse beschleunigen und den Transformationsdruck auf die Kultureinrichtungen verstärken. Welche erfreulichen und beängstigenden Möglichkeiten darin liegen, beschreibt Frank Tentler am Beispiel des Amsterdamer Van-Gogh-Museums in diesem Heft (s. auch den Beitrag von Christian Gries in diesem Heft). Er gibt damit einen kleinen Blick frei auf eine nahe Zukunft der kulturellen Infrastruktur, die uns heute noch wie Sciencefiction vorkommt. Er zeigt an, wie sehr es jetzt kulturpolitisch darauf ankommt, die »Kultur der Digitalität« aktiv zu gestalten. Wer glaubt, was in so manchen kulturpolitischen Programmpapieren zu lesen ist, es sei mit der Digitalisierung von Archivgut oder der digitalen Qualifizierung von Websites, PR- und Audience-Development-Strategien getan, weiß nicht, was die Stunde geschlagen hat und die Zukunft bringen wird. Wir haben es nicht nur mit einer Digitalisierung der Kultur zu tun, sondern mit einer Kulturumwälzung durch Digitalisierung. Der Begriff der Revolution ist dafür keine Übertreibung. Die Gesellschaft und die Menschen müssen darauf vorbereitet werden beziehungsweise sich selbst darauf vorbereiten. Auch die Kulturpolitik hat ihren Teil dazu beizutragen. So brauchen wir eine Art digitale Qualifizierungsoffensive für das digitale Zeitalter, auch in der Kulturellen Bildung, die nicht nur das Verstehen von digitalen Anwendungen befördert, sondern auch deren Hintergründe, Genese und Auswirkungen erklärt. Dies allein wird jedoch nicht genügen. Wenn jemals der Slogan »Kulturpolitik muss sich neu erfinden« seine Berechtigung hatte, dann jetzt. Vor allem geht es darum, Kulturpolitik im Rahmen einer Querschnittsverantwortung der Politik und einer neuen »digitalen Staatskunst«, wie Thomas Losse-Müller sie in diesem Heft beschreibt, für die Gestaltung der digitalen Zukunft insgesamt klar zu positionieren.

»Schöne neue Welt« und neue politische Verantwortung

Als wäre es nicht genug, die kulturellen Folgen der Digitalisierung zu erkennen und darauf angemessen zu reagieren, steht als Realutopie gleich eine weitere Perspektive vor der Tür, die realistischer ist als uns lieb sein kann: die Möglichkeit einer transhumanen Gesellschaft, in der Subjekt und Objekt verschwimmen, nicht nur in der Kunst, sondern auch im täglichen Leben, in dem »hybride Konstellationen aus Menschen und Technologien (entstehen, d.V.), die zu autonomen Quasi-Subjekten geworden sind«, zur Normalität werden und eine neue Sozialität begründen (s. den Beitrag von Inke Arns in diesem Heft). Schon jetzt werden wir langsam vorbereitet auf die posthumane Zukunft. Roboter sollen in der Pflege aushelfen, Kinder unterrichten oder durch Museen führen. Autonome Fahr- und Flugzeuge sorgen zukünftig für noch mehr Mobilität und Bequemlichkeit. Drohnen beliefern uns mit Waren und »verteidigen« uns

in Kriegsgebieten, natürlich alles im Namen der Entlastung, der Lebensqualität und der Freiheit. (s. auch den Beitrag von Ulrich Eberl in diesem Heft) Das »Internet der Dinge«, »Smart-Homes« und »Smart-Cities« (s. auch den Beitrag von Ebert/Gnad/Kunzmann in diesem Heft) verstricken uns immer mehr in eine total vernetzte Welt, die Vieles möglich macht, aber Manches auch unmöglich. Superreiche arbeiten daran (sorry: lassen daran arbeiten), sich unsterblich machen zu können. »Schöne neue Welt«?

Noch vor wenigen Jahren war das alles super, jede technologische Neuerung ein Fortschritt, jede Infragestellung eine rückwärtsgewandte Attitüde kulturpessimistischer Miesmacher. Doch die Kritik wird stärker. Immer mehr Wissenschaftler:innen und zivilgesellschaftliche Akteur:innen benennen die Gefahren. So warnt die Wissenschaftsjournalistin Yvonne Hostetter vor »virtuellen Zombies«, die durch die Auswertung bewusst oder unbewusst übertragender Daten entstehen würden, bizarre Wesen, die wir nicht kennen, über die wir im Normalfall nichts erfahren, die uns aber bedrohen könnten. Die Künstliche Intelligenz hat ihre Unschuld verloren, wenn sie die je hatte. Es wird immer klarer, dass damit sehr vorsichtig umgegangen werden muss. Die Bundesregierung hat diesen Punkt hoffentlich verstanden. So verzeichnet der Koalitionsvertrag der Großen Koalition die Absicht, einen Masterplan für Künstliche Intelligenz aufzustellen. Dabei werden ethische Fragen im Vordergrund stehen müssen. Immer offensichtlicher wird: Es geht heute nicht mehr »nur« um Digitalität als Wachstumsmotor oder gar als Geschäftsmodell, sondern um das Recht auf Informationsfreiheit und Datenhoheit und viel grundsätzlicher noch um eine anthropologische Herausforderung, um die Zukunft der Freiheit und der Menschheit insgesamt.

Diese Herausforderung ist fundamental und braucht nichts weniger als eine neue Aufklärung über die Optionen und Risiken der Zukunft und eine Auseinandersetzung über die Frage, wie wir in Zukunft leben wollen. Notwendig ist ein neues Denken, das das politische Diktum der Alternativlosigkeit und des unbeirrbaren Technikglaubens überwindet und auch verschiedene Alternativen vorstellbar macht. Die Appelle werden klarer: Wer, so wiederum Yvonne Hofstetter, »auch in Zukunft Kreativität, Initiative, Würde – kurzum: die Freiheit des Menschen – garantieren will, muss umdenken. Er muss Grenzen ziehen.« Der Staat oder die Staaten werden dies alleine nicht können. Hier sind die Menschen und die Zivilgesellschaft gefordert. Wir müssen die »Macht über unsere Daten zurückgewinnen« (s. Weigend 2017) und mithilfe von Kunst und Kultur die Gegengeschichten zum Narrativ eines technikbasierten Fortschritts erzählen, ohne dass die Stimmung in Technikfeindlichkeit umschlägt. Wenn wir nicht die Werte unserer Zivilisation bestimmen und festlegen, werden dies

Ausstellungsansicht
 »(Artificial Intelligence)
 Digitale Demenz«
 14.11.2015 - 06.03.2016
 im HMKV (Hartware
 MedienKunstVerein) im
 Dortmunder U



in Zukunft Google, Apple, Facebook und Amazon (die großen Player der GAFA-Ökonomie, wobei man Amazon auch durch Alibaba austauschen kann) tun.

Kulturpolitik kann an diesem Aufklärungsprojekt nur dann aussichtsreich mitwirken, wenn sie sich als Gesellschaftspolitik versteht und diesen Anspruch nicht nur in Parteiprogrammen und bei Sonntagsreden vor sich herträgt, sondern als unhintergehbaren Auftrag ernst nimmt. Darüber hinaus muss sie die Kultur der Digitalität als wichtiges und notwendiges Wirkungsfeld erkennen und sich aktiv mit Technologien, ihren Ideen und Auswirkungen auseinandersetzen. Kulturpolitik muss Digitalisierungspolitik werden, auch wenn sie an den großen Stellschrauben nicht drehen können! Machen wir uns nichts vor: In Vielem wird die Zivilgesellschaft und die Kulturpolitik vielleicht machtlos bleiben, weil Konzerne smarter, flexibler und reicher sind als öffentliche Einrichtungen, ja sogar als Staaten. Das darf aber nicht bedeuten, die Hände in den Schoß zu legen. Vielmehr muss es jetzt darum gehen, den Bildungs- und Demokratisierungsauftrag der Kulturpolitik ernst zu nehmen und die Auseinandersetzung um die kulturelle

Zukunft aktiv zu führen, wenn es dafür nicht schon zu spät ist. ■

Literatur:

Manuel Castells (2001ff.), Das Informationszeitalter. 3 Bände, Opladen: Leske & Budrich u.a.
 Yvonne Hofstetter (2014), Sie wissen alles - Wie intelligente Maschinen in unser Leben eindringen und warum wir für unsere Freiheit kämpfen müssen, Gütersloh: Bertelsmann
 Andreas Reckwitz (2017), Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin: Suhrkamp
 Norbert Sievers (2011), »netz.macht.kultur« - Kulturpolitik in der digitalen Gesellschaft. Anmerkungen zum 6. Kulturpolitischen Bundeskongress, in: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hrsg.), Jahrbuch Kulturpolitik 2011, Thema: Digitalisierung und Internet, Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft/ Klartext Verlag, S. 15-27
 Andreas Weigend (2017), Data for the people. Wie wir die Macht über unsere Daten zurückerobern. Murmann: Hamburg